

Interview mit Eva Simon

Liebe Frau Simon,

herzlich willkommen im Angergymnasium. Ich habe Sie im vergangenen Jahr hier erlebt und freue mich, dass Sie auch in diesem Jahr wieder "Evas Tagebuch" vorstellen. Haben Sie eine besondere Beziehung zu Jena?

In Löberschütz leben Verwandte von meinem Mann, eine Cousine, übernachtete ich dann auch, wenn ich in Jena bin. Und die Cousine hatte erfahren, dass ich Lesungen an Schulen, insbesondere im Raum Hamburg mache, und schlug vor, dass ich auch hier Lesungen durchführe und stellte den Kontakt mit Marion Herrmann (Lehrerin am Angergymnasium - Anm. der Redaktion) her. Ich bin gern in Jena und nun schon zum fünften Mal hier.

Hatten Sie bis 1989 die damalige DDR besucht?

Ja, die Großeltern meines Mannes wohnten in Eisenach. Mein Mann stammt aus Thüringen, aus Tautenhain, das ist in der Nähe von Hermsdorf.

Gleich nach Kriegsende waren wir sogar dort, mit dem Fahrrad. Da wurden wir von den Volkspolizisten angehalten, weil sie dachten, wir wären Spione.

Was empfinden Sie, wenn Sie heute in das Gebiet der ehemaligen DDR, also in die neuen Bundesländer reisen?

Ich freue mich, dass es jetzt wieder zusammengehört. Dann bin gleich nach der Wende für ein paar Jahre immer wochenweise zu Fortbildungen nach Mecklenburg-Vorpommern gefahren und habe an Schulen Fortbildungen durchgeführt, da ich früher u.a. Dozentin am Institut für Lehrerbildung in Hamburg war.

Ich sehe immer noch viele Unterschiede und ich denke, es dauert noch eine Generation.

Wie stehen Sie zu den sogenannten Ost-West-Konflikten?

So würde ich es nie ausdrücken und es gibt immer noch welche im Westen, die noch nie in den neuen Bundesländern waren. Das kann ich nicht verstehen, da man sich gleich ein Brett vor den Kopf nageln. Dann kenne ich aber auch welche, die sind sofort nach der Wende in den Osten gefahren, die konnten vorher nicht fahren.

Ich erzähle mal eine kleine Geschichte, aber daran kann man ganz viel festmachen. Wenn ich in Hamburg zu Lesungen eingeladen wurde, dann ging es meistens gleich zur Sache. Rein in die Klasse und los. So war es auch bei Fortbildungen, die ich für Lehrerkollegien durchgeführt habe. Man kam an, und man musste froh sein, wenn noch Zeit für ein Glas Wasser war und dann ging es gleich los.

Und hier, wenn ich an die Schulen kam, wurde ich freudig mit Eierlikörtorte begrüßt und der Tisch wurde hübsch gedeckt und ich fühlte mich wie bei Oma zu Hause. Alle waren so nett und lieb, dann wurde noch einmal Kaffee gekocht. Aber dafür hatte ich oft das Gefühl, dass dafür die Sache selbst zu kurz kam. Jetzt ist das aber nicht mehr so.

In Ihrem Buch beschreiben Sie sehr anschaulich Ihr Leben beginnend mit der Kindheit und Schule ab 1938, also zur Zeit des Nationalsozialismus und im 2. Weltkrieg.

Warum ist Ihr Buch geschrieben über „Evchen“ und nicht als „Evchen“?

Ich habe erst angefangen in der Ich-Form zu erzählen. Die ersten Geschichten waren alle als "Ich". Aber dann konnte ich mich überhaupt nicht zurechtfinden. Das "Ich" hat sich ja verändert, ich war ja nicht mehr die Dreijährige. Und in dem Augenblick als ich mich entschloss in der 3. Person zu schreiben, da war es sehr viel einfacher für mich, da konnte ich das Kind, die Jugendliche und die Erwachsene sehen.

Wie verlief Ihre Kindheit?

Ich hatte es einfach gut, dass ich so eine tolle Mutter hatte. Manche sagen "Was hatten Sie für eine schwere Kindheit im Krieg". Natürlich war es furchtbar im Krieg, aber wenn man so eine tolle Mutter hatte und so ein starkes Vertrauen in der Familie herrschte, besonders zwischen Mutter und Kind, dann kann man alles packen.

Wie waren ja nicht immerzu nur traurig, es waren ja nicht immer Bomben. Wir haben ja auch sehr viel draußen gespielt, viel mehr als heute. Meine Enkel sitzen fast nur vor dem Computer.

Wir haben ganz viel draußen gespielt, wir sind von der Schule nach Hause gekommen, haben so schnell wie möglich Hausaufgaben gemacht und dann ging es raus. Stundenlang, wir haben über die Straße hinweg Völkerball gespielt, Brennball, mit dem Fahrrad sind wir Rennen gefahren. Deswegen sind wir im Kern so gesund, obwohl es so viel Mangelernährung gab.

Was waren Einschränkungen für Sie und Ihre Familie zur Zeit des Krieges?

1942 fing es an, dass wir Lebensmittelkarten bekamen, am Anfang ging es noch, da war noch ordentlich viel drauf auf den Karten aber dann wurde es immer weniger, Und nach dem Krieg wurde es richtig knapp. Da haben wir richtig gehungert. Was Hunger ist, weiß ich. Ihr kennt das nicht, ihr kennt Appetit. Wenn man die Bilder sieht: Meine Mutter war so dünn. Was es noch irgendwie gab, hat sie alles ihren Kindern gegeben.

Was gab es noch für Einschränkungen: der Kuppelparagraph. Wenn dort zwei minderjährige unterschiedlichen Geschlechts allein in der Wohnung waren, konnte man angeklagt werden. Und wir waren ja erst mit 21 volljährig.

Wie erlebten Sie das Kriegsende?

Wir haben uns damals sehr gefreut, aber dann kam gleich die Not. Die meisten hatten in den Städten keine Wohnung, es war alles zerbombt. Man musste

mühselig wieder Wohnraum schaffen. Zum großen Teil haben das die Väter und Söhne selber gebaut, haben sich Steine besorgt und Zement.

Aber eigentlich waren die Menschen sehr fröhlich und haben gefeiert und getanzt. Ich erinnere mich noch das Heißgetränk, was es häufig gab. Da war eigentlich nur heißes Wasser mit rotem Farbstoff und Süßstoff. Das haben wir damals geliebt.

Haben Sie zur damaligen Zeit vom Holocaust erfahren?

Das dauerte noch eine Weile. Ich glaube so richtig begriffen habe ich es erst, als ich anfang zu studieren, so 1955/56. Ich war damals an der Pädagogischen Hochschule in Hannover und der damalige Direktor hat darauf gedrungen, dass wir aus den jungen Semestern den Film sehen mussten, in dem die Befreiung von Auschwitz gezeigt wurde.

Und da sind wir reihenweise raus, einige sind ohnmächtig geworden. Diese Berge von Leichen, ... einfach furchtbar.

Ich wusste es zwar damals schon, aber in dem Ausmaß hätte ich es mir nicht vorstellen können.

Warum hatten Sie zu der Zeit schon einen Telefonanschluss zu Hause?

Mein Vater war Oberingenieur an der HANOMAG (Anm. der Redaktion: Hannoversche Maschinenbau AG) war und musste bei Notfällen geholt werden. Deshalb bekam er den Telefonanschluss. Aber wir durften nicht telefonieren. Auch als mein Vater schwer krank war, durfte ich kaum von dem Telefon den Arzt rufen.

Zu der Zeit, die Sie in Ihrem Buch beschreiben, war sehr viel nationalsozialistische Propaganda. Was empfinden Sie, wenn Sie heute von der Propaganda bei Demonstrationen von Pegida oder der AfD hören?

Ich finde das ganz schlimm, und ganz schlimm ist auch, dass alle weggucken. In dem Buch ist eine Geschichte "Der gelbe Stern", da schreibe ich, wie es ganz

still wurde in der Straßenbahn und alle aus dem Fenster schauten, als gäbe es dort etwas Wichtiges zu sehen. Dieses Weggucken, das ist das Problem. Wenn heute jemand mit ausländischen Aussehen in der Straßenbahn angepöbelt wird, schauen die meisten Leute weg. Das sind für mich die Anfänge. Wenn das nicht anders wird, sehe ich schwarz.

Was verbinden Sie mit dem Wirtschaftswunder?

Ich denke an den Film "Wunderkinder", da wurde ein Kabarett daraus gemacht, wie die Geschäfte wieder voller wurden und die Deutschen nur an Essen und Trinken dachten und immer dicker wurden. Das waren zu der Zeit solche Wellen, zuerst gab es die "Fresswelle", dann die Einrichtungswelle und dann die Reisewelle. Das war schon alles sehr unnatürlich. Meine Schwester hatte zu der Zeit in England gelebt und wenn man sie besuchte, hatte man den Eindruck, die Engländer hätten den Krieg verloren, so einfach und schlicht ging es dort zu. So vieles hatte sie nicht, was es bei uns schon wieder gab. Das Kapital ist von Amerika gekommen, die haben das als Absatzmarkt gesehen.

Sie haben 1957 geheiratet und 2007 Ihre Goldene Hochzeit gefeiert. Im nächsten Jahr sind Sie 60 Jahre verheiratet. Was bedeutet für Sie "Familie"?

Ja, nächstes Jahr haben wir, wenn wir es schaffen, die Diamantene Hochzeit. Familie - das ist breit gefächert. Aber Single hätte ich nicht sein wollen. Familie ist schon sehr wichtig, aber nicht das Wichtigste. Für uns Mädchen damals war das Wichtigste, dass wir einen Beruf bekamen. Man darf nicht vergessen, dass die Adenauer-Zeit sehr konservativ war, die Mädchen sollten an den Herd und nicht studieren. Da bin ich froh, dass es bei mir anders kam. Familie ist schön, aber es darf nicht das Einzige sein, finde ich.

Wie haben Sie Ihren Mann kennengelernt?

Bei der Tanzstunde. Anders lernte man sich damals nicht kennen. In der Klasse gab es ja keine Jungs.

Sie haben auch das Buch geschrieben "Wenn die Kinder aus dem Haus gehen". Warum haben Sie das zum Thema Ihres Buches gemacht und ist auch das Buch autobiografisch?

Der Auslöser war unsere Familie selber mit den Kindern in der Pubertät. Und dann hat die Lektorin gesagt, das wollen wir nicht nur auf diese eigentliche Zeit beschränken, sondern die Pubertät, das Weggehen von zu Hause und nach dem Weggehen. So ist das Buch dreigeteilt.

Sie sind Lehrerin. Was hat sich in der Schule, zur Zeit als Sie Schülerin waren, bis zu der Zeit als Sie Lehrerin waren, verändert?

Bei euch ist noch viel Disziplin und Konzentration in der Klasse. Aber es gibt Hamburger Schulen, da findet so etwas kaum noch statt. Da wird nur in Gruppen gearbeitet oder paarweise, und meistens nach dem eigenen Rhythmus. Einmal am Tag ist dann eine Stunde für alle zusammen, aber das meiste ist auseinander in Projektform.

Dann hat sich das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern verändert hat. Früher war der Lehrer eine Respektperson, das ist schon längst nicht mehr so. Es gibt ja sogar schon Schulen, in denen sich alle durchgängig duzen. Man kann aber nicht jemanden beurteilen, wenn man ihn duzt.

Ich merke, dass die Lehrer sehr viel mit Bürokratie zu tun haben, müssen unglaublich viele Bögen ausfüllen und Statistiken anfertigen und sind unentwegt am Notieren und haben dadurch weniger Zeit zum Unterrichten.

Und die Eltern. Jedenfalls in Hamburg. Bei jeder kleinen Kleinigkeit beschweren sie sich und rennen gleich zum Schulrat. Das bringt auch viel Unruhe in die Schule. Und manche Lehrer ducken sich weg und machen es so, wie es die Eltern wollen.

Was halten Sie vom Föderalismus im Bildungssystem?

Ich fände es besser, wenn es ein bisschen wie in Frankreich wäre. Das wäre für die Kinder, die in andere Bundesländer umziehen, viel besser. Wenn es ein Zentralabitur gäbe und die entsprechenden zentralen Aufgaben aus Berlin kämen. Man könnte es so machen, dass es ein grobes Netz gäbe und im Einzelnen kann es in den Ländern und Schulen ausgestaltet werden. Aber es ist alles aus den Kriegserfahrungen entstanden, weil man nicht wollte, dass dort eine Gruppe sitzt, die alles bestimmt und hat daher den Föderalismus gemacht, aber nun ist er hinderlich.

Gibt es für Sie eine Lebensweisheit oder einen Spruch, den Sie uns mit auf den Weg geben wollen?

Für mich gibt es immer nur eines "Nie wieder Krieg!". Macht da ja nicht mit, ich kenne den Spruch, stell dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin.

Es gab mal ein paar Jahre, das war fast eine kriegsfreie Zeit. Und zur Zeit ist man wieder so umgeben von Krieg.

Was hat Willy Brandt gesagt: Frieden ist nicht alles, aber ohne Frieden ist alles nichts.

Liebe Frau Simon, vielen Dank für Ihre Buchlesung und das Interview!